

Annie ERNAUX

Die Scham

Suhrkamp



»Sprichst du Javanesisch?«, fragt Simone D. Woanders dunkle Bereiche, wo jede Identifizierung unmöglich ist, weil mir die Namen entfallen sind.)

Es gab für mich noch andere Rangordnungen als die der Schulnoten, solche, die sich im Laufe der Zeit in jeder Gruppe herausbilden und die sich übersetzen lassen mit »die mag ich« und »die mag ich nicht«. Zunächst die Unterteilung in *angeberische* und *nicht angeberische* Mädchen, in jene, die sich etwas *darauf einbilden*, dass sie bei Schulfesten als Tänzerin auftreten und in den Ferien ans Meer fahren – und die anderen.

Angeberisch zu sein, ist eine körperliche und soziale Eigenschaft der jüngeren, hübscheren Mädchen, die in der Innenstadt wohnen, mit Eltern, die Handelsvertreter oder Ladeninhaber sind. In die Kategorie der nicht arroganten Mädchen gehören die Bauerntöchter, Interne oder Halbinterne, die mit dem Fahrrad vom Land kommen, ältere, meistens sitzengebliebene Mädchen. Das, womit sie angeben könnten, ihre Felder, Traktoren und Knechte, beeindruckt wie alle Dinge vom Land niemanden. Man verachtet alles *Hinterwäldlerische*. Beleidigung: »Glaubst du, du bist hier auf einem Bauernhof?«

Noch eine Rangordnung, die mich umtreibt und die von Oktober bis Juni auf sichtbare Weise die Körper hierarchisiert, die vorher alle gleichförmig kindlich gewesen sind. Da gibt es die Kleinen, mit dünnen Beinen unter kurzen Röcken, mit Spangen und Schleifen im Haar, und die Großen, die hinten sitzen und oft schon älter sind. Ich belauere ihre körperliche Entwicklung, die wachsenden Brüste, die Nylonstrümpfe am Sonntag. Ich versuche zu erraten, ob sich unter dem Kleid eine Damenbinde verbirgt. Ich suche ihre Nähe, um etwas über Sexualität zu erfahren. In einer Welt, in der Eltern und Lehrerinnen das, was als Todsünde gilt, nicht einmal erwähnen können, in einer Welt, in der man ständig die Gespräche der Erwachsenen belauschen muss, um Bruchstücke des Geheimnisses aufzuschnappen, können einem nur die großen Mädchen helfen, als Schmugglerinnen. Allein ihre Körper sind eine stumme Quelle des Wissens. Wer hat zu mir gesagt: »Wenn du eine Interne wärst, würde ich dir im Schlafsaal meine blutige Binde zeigen.«

Das erwachsene Aussehen auf dem Foto aus Biarritz täuscht. In Mademoiselle L. s Klasse gehöre ich von der Körpergröße her zu den Großen, aber meine Brust ist flach und vollkommen unentwickelt. In jenem Jahr warte ich ungeduldig darauf, dass ich meine Tage kriege. Wenn ich ein Mädchen neu kennenlerne, frage ich mich, ob sie sie schon hat. Ich fühle mich minderwertig, weil ich sie noch nicht habe. In der fünften Klasse ist die Ungleichheit der Körper die Form der Ungleichheit, die ich sicher am stärksten wahrnehme.

Ich wollte älter aussehen. Ohne das Verbot meiner Mutter und die Ächtung durch die katholische Kirche hätte ich mit elfeinhalb Jahren für den Besuch der Messe Nylonstrümpfe, hohe Schuhe und Lippenstift getragen. Nur eine Dauerwelle durfte ich mir machen lassen, um erwachsener zu wirken. Im Frühjahr 52 kaufte meine Mutter mir nach langem Drängen zum ersten Mal zwei taillierte Kleider mit Messerfalten und Schuhe mit halbhohen Absätzen. Sie verbot mir den breiten schwarzen Gürtel aus elastischem Material, den man mit zwei Metallhäkchen verschloss und der in jenem Sommer die Taille und den Po aller jungen Mädchen und Frauen betonte. Erinnerung einer quälenden Sehnsucht nach diesem Gürtel, er fehlte mir den ganzen Sommer über.

(Wenn ich eine schnelle Inventur von 1952 mache, erinnere ich mich neben den Bildern an die Chansons *Ma p'tite folie* und *Mexico*, an den schwarzen Stretchgürtel, das blaue Kreppkleid meiner Mutter mit dem rotgelben Blumenmuster, an ein Nageletui aus schwarzem Plastik, ganz so, als könnte man das Vergehen der Zeit nur anhand von Gegenständen messen. Kleider, Reklame, Chansons und Filme, die in einem bestimmten Jahr, vielleicht sogar nur für kurze Zeit, auftauchen und wieder verschwinden, sorgen für ein wenig Gewissheit in der Chronologie der Wünsche und Gefühle. Der schwarze Stretchgürtel datiert präzise das Aufkommen des Wunsches, Männern zu gefallen, von dem ich vorher keine Spur finden kann, und das Chanson *Voyage à Cuba* den erwachenden Traum von der Liebe und von fernen Ländern. Proust schreibt in etwa, unsere Erinnerung liege außerhalb von uns, im feuchten Hauch eines Regentages, im Duft des ersten Kaminfeuers im Herbst etc. In Naturphänomenen also, die durch ihre Wiederkehr die Beständigkeit des Menschen unterstreichen. Für mich – und vielleicht für alle, die zu meiner Zeit aufgewachsen sind – sind die Erinnerungen hingegen mit einem Sommerhit, einem modischen Gürtel verbunden, vergänglichen Dingen, und so beweisen sie mitnichten meine Beständigkeit oder sind Ausdruck meiner Identität. Vielmehr lassen sie mich meine Fragmentierung, meine Geschichtlichkeit spüren.)

Oberhalb unserer Klasse gab es eine unerreichbar scheinende Welt, die der *Großen*, wie die Schülerinnen ab der Sexta offiziell genannt wurden. Die Größten der Großen wechselten für jedes Fach den Raum, wir sahen sie mit vollgestopften Schultaschen über den Flur laufen. In ihren Klassenzimmern war es still, sie spielten nicht, sondern standen in Grüppchen zusammen unter den Linden oder unterhielten sich an die Wand der Kapelle gelehnt. Mir scheint, dass wir sie pausenlos beobachteten und sie uns keines Blickes würdigten. Sie waren das Vorbild, das uns nach oben streben ließ, sowohl in der Schule als auch im Leben. Wegen ihrer fraulichen Körper und vor allem wegen ihres Wissens, das bei der Zeugnisverleihung, wenn die Großen in Fächern wie Algebra und Latein ausgezeichnet wurden, so geheimnisvoll wie umfassend wirkte, war ich überzeugt, dass sie uns verachten mussten. Das Klassenzimmer der Tertia zu

betreten, um einen Beichtzettel zu überreichen, machte mir schreckliche Angst. Ich spürte alle Blicke auf mir, der lächerlichen kleinen Schülerin aus der Septima, die es wagte, die ehrfurchtgebietende Vermittlung von Wissen zu stören. Wieder draußen, wunderte ich mich, dass sie mich nicht mit lautem Gelächter und einem Pfeifkonzert empfangen hatten. Ich ahnte nicht, dass es auch unter den Großen Schülerinnen gab, die im Unterricht nicht mitkamen, die die Tertia wiederholten, manche schon zum zweiten Mal. Doch selbst wenn mir das klar gewesen wäre, hätte das meine Gewissheit ihrer Überlegenheit nicht erschüttert: Selbst die Schlechtesten von ihnen wussten viel mehr als ich.

In dem Jahr hielt ich jeden Tag zu Beginn des Nachmittagsunterrichts Ausschau nach einer Großen aus der Quinta, ich versuchte sie im Foyer, wo wir uns in Reihen aufstellen mussten, zu entdecken. Sie war klein und schlank, mit schmaler Taille, halblangen schwarzen Locken, die ihr über Stirn und Ohren fielen, und einem sanften, runden Gesicht mit milchigem Teint. Vielleicht war sie mir aufgefallen, weil sie dieselben roten Lederstiefeletten mit Reißverschluss trug wie ich, während in dem Jahr gefütterte Winterstiefel aus schwarzem Gummi Mode waren. Der Gedanke, sie könnte mich bemerken und mit mir reden, ist mir nie gekommen. Es bereitete mir Freude, sie anzusehen, ihr Haar, ihre nackten runden Waden, zu hören, was sie sagte. Ich wollte nur wissen, wie sie mit Vor- und Nachnamen hieß und in welcher Straße sie wohnte: Françoise Renout oder Renault, Route du Havre.

Mir scheint, dass ich an der Privatschule mit niemandem befreundet war. Ich besuchte keines der Mädchen und keines kam je zu mir nach Hause. Aber man verbrachte außerhalb der Schule auch keine Zeit miteinander, außer man hatte einen gemeinsamen Schulweg. Es gab nur Schulwegfreundschaften. Ich legte einen Teil der Strecke mit Monique B. zurück, der Tochter eines Bauern aus der Umgebung, die ihr Fahrrad jeden Morgen bei einer alten Tante abstellte – bei der sie auch zu Mittag aß – und es abends wieder abholte. Sie war genauso groß und unentwickelt wie ich, mit dicken Wangen und dicken Lippen, und an ihren Mundwinkeln klebten oft Essensreste. Sie lernte stundenlang, unter großer Anspannung, hatte aber trotzdem schlechte Noten. Wenn ich sie um ein Uhr bei ihrer Tante abholte, erzählten wir uns als Erstes, was wir zu Mittag gegessen hatten.

Da ich die Einzige in der Familie und in der Nachbarschaft war, die auf die Privatschule ging, hatte ich außerhalb des Klassenzimmers niemanden, mit dem ich schulische Dinge teilen konnte.

(Erinnerung an ein Spiel meiner schulfreien Tage, die ich bis mittags im Bett verbringe. Auf die Rückseite von Postkarten, von denen mir eine alte Frau einen ganzen Stapel geschenkt hat, schreibe ich den Vor- und Nachnamen eines Mädchens. Keine Adresse, nur den Namen der Stadt, die auf der Postkarte abgebildet ist. Keinen Text in das dafür vorgesehene Feld. Die Vor- und Nachnamen habe ich aus Zeitschriften, *Lisette*, *Le Petit*

Écho de la Mode, Les Veillées des Chaumières, und ich stelle die Regel auf, dass ich sie nach der Reihenfolge ihres Vorkommens benutzen muss. Ich streiche die Namen durch und schreibe andere darüber, damit das Spiel weitergeht. Es bereitet mir ein endloses (fast schon sexuelles) Vergnügen, mir Dutzende von Empfängerinnen auszudenken. Manchmal, sehr selten, adressiere ich eine Karte an mich selbst, ebenfalls ohne Text.)

Man sagt über mich, *die Schule bedeutet ihr alles*.

Meine Mutter ist die Vermittlerin des religiösen Gesetzes und der schulischen Vorschriften. Sie geht mehrmals in der Woche zur Messe, zur Vesper im Winter, zum Segen, zur Fastenpredigt, am Karfreitag zum Kreuzweg. Seit ihrer Jugend sind Prozessionen und andere religiöse Feste für sie ehrbare Anlässe, unter Leute zu gehen und sich fein gekleidet in guter Gesellschaft zu zeigen. Sehr früh schon bezieht sie mich ein (Erinnerung an einen langen Fußmarsch entlang der Nationalstraße nach Le Havre, um die Marienstatue aus Notre-Dame-de-Boulogne in Empfang zu nehmen) und versuchte mir weiszumachen, eine Prozession oder ein Besuch in Notre-Dame-de-Bonsecours mache genauso viel Spaß wie ein Waldspaziergang. Wenn gerade keine Kunden im Laden sind, geht sie hoch in den ersten Stock und kniet am Fußende ihres Bettes nieder, vor dem Kruzifix, das darüber an der Wand hängt. Im Schlafzimmer, das ich mir mit meinen Eltern teile, hängen drei gerahmte Bilder, ein großes Foto der heiligen Thérèse von Lisieux, ein Druck des Heiligen Antlitzes und ein Herz-Jesu-Stich, auf dem Kaminsims stehen zwei Marienstatuen, eine aus Alabaster, die andere mit einer speziellen orangen Farbe bestrichen, sodass sie im Dunkeln leuchtet. Abends in unseren Betten sprechen meine Mutter und ich im Wechsel dieselben Gebete, die ich morgens in der Schule aufsage. Freitags essen wir kein Fleisch, weder Steak noch Aufschnitt. Jeden Sommer ist der Tagesausflug mit dem Bus nach Lisieux – Messe und Kommunion im Kloster, Besuch der Basilika und des Geburtshauses der heiligen Thérèse – die einzige größere Unternehmung, die wir alle drei gemeinsam machen.

Kurz nach dem Krieg ist meine Mutter allein nach Lourdes gereist, im Rahmen einer von der Diözese organisierten Pilgerfahrt, um sich bei der Jungfrau Maria dafür zu bedanken, dass sie uns vor den Bomben beschützt hatte.

Für meine Mutter gehörte die Religion zu den *höheren Dingen*, wie Wissen, Kultur und eine gute Erziehung. Mangels Bildung beginnt ihr Streben nach Höherem mit dem Besuch der Messe, dem aufmerksamen Zuhören während der Predigt, beides Möglichkeiten, *seinen Horizont zu erweitern*. So grenzt sie sich von den Grundsätzen und Zielen der Privatschule ab, sie verstößt zum Beispiel gegen das Lektüerverbot (sie kauft und liest viele Romane und Zeitschriften, die sie an mich weiterreicht) und lehnt

die Aufforderung zu Verzicht und Unterwerfung ab, weil dies dem Fortkommen schadet. Sie begegnet den Rekrutierungsversuchen der Wohltätigkeitsvereine und der »Kreuzzüglerinnen« mit Argwohn und missbilligt es, wenn der Religionsunterricht zu viel Raum einnimmt, zu Lasten von Rechnen und Rechtschreibung. Die Religion soll die Bildung ergänzen und nicht an ihre Stelle treten. Es hätte ihr nicht gefallen und ihre Hoffnungen zerstört, wenn ich Nonne geworden wäre.

Die Leute zu bekehren, interessiert sie nicht oder es kommt ihr als Ladenbesitzerin unpassend vor – höchstens eine lächelnde Bemerkung an die Mädchen aus dem Viertel, die nicht mehr zur Messe gehen. Die Religion meiner Mutter, geprägt von den Jahren in der Fabrik, passend zu ihrer jähzornigen, ehrgeizigen Persönlichkeit und ihrem Beruf, ist:

- eine individualistische Praxis, eine Möglichkeit, sich in alle Richtungen abzusichern und ihre materielle Existenz zu garantieren

- ein Zeichen der Auserwähltheit, das sie vom Rest der Familie und von den meisten Kundinnen aus dem Viertel abhebt

- ein Ausdruck ihres sozialen Status, den herablassenden Bürgersfrauen der Innenstadt beweisen, dass eine ehemalige Arbeiterin aufgrund ihrer Frömmigkeit – und ihrer Großzügigkeit gegenüber der Kirche –, mehr wert ist als sie

- der Rahmen eines grundsätzlichen Strebens nach Vollkommenheit, nach Selbstverwirklichung, wozu auch meine Zukunft zählt.

(Es scheint mir unmöglich, die Rolle und die Bedeutung der Religion im Leben meiner Mutter erschöpfend zu behandeln. 1952 *ist* meine Mutter für mich die Religion. Sie legt die Gesetze der Privatschule noch strenger aus. Immer wieder geäußerte Grundsätze: *sich ein Beispiel nehmen* (an höflichen, netten, fleißigen Mädchen), aber *nicht alles nachmachen* (die Fehler der anderen). Vor allem: *mit gutem Beispiel vorangehen* (höflich sein, für die Schule lernen, sich gut benehmen etc.) Und: *Was sollen die anderen von dir denken?*)

Die Zeitschriften und Romane, die sie mir neben den Bänden der *Bibliothèque verte* zu lesen gibt, verstoßen nicht gegen die Prinzipien der Privatschule. Alle erfüllen die Bedingungen für erlaubte, *ungefährliche* Lektüre, die Zeitschriften *Les Veillées des Chaumières* und *Le Petit Écho de la Mode*, die Romane von Delly und Max du Veuzit. Auf dem Einband mancher Bücher prangt das Siegel *Ausgezeichnet von der Académie française*, ebenso ein Hinweis auf den moralisch einwandfreien Charakter des Werks wie auf dessen literarische Qualität, wenn nicht sogar hauptsächlich. Mit zwölf besitze ich bereits die ersten Bände der *Brigitte*-Serie von Berthe Bernage, die ein gutes Dutzend Bücher umfasst. Sie erzählen Brigittes Leben in Tagebuchform, als Verlobte, Ehefrau, Mutter und Großmutter. Am Ende meiner Jugend werde ich die vollständige Serie haben. Im Vorwort zu *Das Mädchen Brigitte* schreibt die Autorin: